

A black and white photograph of a young woman with long, dark, wavy hair and bangs. She is looking directly at the camera with a neutral expression. She is wearing a dark t-shirt with a graphic design that includes the word "SPACE" and a red jacket. Her hands are clasped in front of her waist. The background is a light-colored, textured wall.

JODI PIERCE

**DAS GEHEIMNIS
DES AUSSERGEWÖHNLICHEN**

Jodi Pierce

Das Geheimnis des Außergewöhnlichen

Originaltitel: Something Broken Something Extraordinary
Copyright 2007 by Jodi Pierce
Copyright 2008 der deutschen Ausgabe Steiger Press
Sengle & Schnürle GdB, Hirschstr. 19, 76133 Karlsruhe
Website: www.steigerpress.com

Aus dem Englischen übersetzt von Susanne Lauer (Buch), Melanie Raichle (Anhang) und Katharina Kremner (Rundbriefe im Buchteil)
Die zitierten Bibeltexte wurden, falls nicht anders vermerkt, der „Die Gute Nachricht“ Übersetzung entnommen. Andere verwendete Übersetzungen: (NL) = Neues Leben, (ELB) = Rev. Elberfelder, (NGÜ) = Neue Genfer Übersetzung, (Lut) = Luther 1984

Lektorat: Frieda S. & Andrea Rau
Umschlaggestaltung: Agata Fischer
Satz: Cristian Faber
Druck: Aalex-Druck, D-Großburgwedel

Printed in the EU
ISBN 978-3-9812658-0-4
Bestell Nr. PGB 8020

Weitere Informationen zu Steiger und über Bücher und die Arbeit von Jodi und David Pierce finden Sie am Ende des Buches.



JODI PIERCE

**DAS GEHEIMNIS
DES AUSSERGEWÖHNLICHEN**

STEIGER
INTERNATIONAL

Mein besonderer Dank geht an:

Agata Fischer – Danke für die Umschlaggestaltung

Maegan Davis – Vielen Dank für die zahlreichen Stunden harter Arbeit an diesem Buch. Ich hätte das niemals ohne dich geschafft.

Meinen Ehemann – Danke, dass du genau das bist, was ich brauche. Ich hätte ohne dich noch nicht einmal daran gedacht dieses Buch zu schreiben.

Jodi Pierce

Anmerkung der Autorin

Irgendwo da draußen wartete ein außergewöhnliches, aufregendes und abwechslungsreiches Leben auf mich. Ich wusste es. Ich spürte es. Und ich war entschlossen, es nicht zu verpassen. Denn was ich wollte, war etwas Bedeutungsvolles, etwas, das spannend war und mich begeisterte. Aber wie sollte ich das nur finden?

Ich verließ die Vereinigten Staaten um nach Amsterdam in Holland zu ziehen. Ehrlich gesagt konnte ich anfangs nur hoffen, dass ich damit nicht einen riesengroßen Fehler gemacht hatte. Doch kurz darauf begann ich bereits das unglaubliche Leben zu entdecken, für das ich bestimmt war zu leben. Während ich von meinen Erfahrungen schrieb, habe ich versucht, aufrichtig über meine Probleme und Mühen zu berichten. Ich hoffe dich durch die Kenntnis darüber, dass da draußen ein außergewöhnliches Leben auf dich wartet, dazu ermutigen zu können, es zu suchen. Du kannst es dadurch finden, dass du Gott folgst.

Durch Gott gewinnt dein Leben an Bedeutung. Du kannst jeden Morgen voller Erwartung an den Tag aufwachen. Ich weiß ja nicht, wie es dir geht, aber wenn ich die ganzen schlechten Nachrichten und traurigen Geschichten höre, die das Leben so vieler Menschen ausmachen, brauche ich diese Hoffnung. Ich wünsche mir mehr als alles andere, dass du dieses Buch am Ende mit dem Gedanken schließt: „Weißt du was? Wenn ein durchschnittliches Mädchen wie Jodi, das allerdings viel vom Leben erwartete, in der Beziehung zu ihrem himmlischen Vater Bedeutung fand, dann kann ich das auch!“

Inhaltsverzeichnis

1. Amsterdam	8
2. Ein ganz normales Mädchen	12
3. Mit völlig neuen Augen	22
4. Das Cleft	32
5. Das also ist Liebe	40
6. Und wer bin ich, Gott?	48
7. Endlich ein Zuhause	60
8. Weil ich dir vertraue	70
9. Steiger 14	78
10. Die Angst überwinden	86
Fotos	99
11. Meine persönliche, kleine Welt	136
12. Egal, was kommen mag	156
13. Ein außergewöhnliches Leben	171
Anhang	185

Amsterdam

Als ich gerade auf dem Weg war ein paar Lebensmittel einzukaufen, fiel mir eine Gruppe von Leuten auf, die sich um den Kanal drängte.

Da der Einkaufsladen am Rande des Rotlichtviertels lag, begegnete man immer den verschiedensten Leuten, womit sich der Weg zumeist als sehr interessant gestaltete. Ich ging also auf die Gruppe zu, weil ich wissen wollte, was passiert war. Allerdings brauchte ich nicht lange, um den Grund ihrer Aufmerksamkeit zu entdecken. Es war der Körper einer toten Frau, der den Kanal hinabtrieb. Eine Prostituierte, die anscheinend in einen Streit geraten und daraufhin in den Kanal geworfen worden war. Für mich war es nicht das erste Mal so etwas zu sehen. Heute war es eine Prostituierte, ein anderes Mal ein Junkie.

In solchen Situationen schien mein Leben auf einmal so weit weg von dem behüteten, amerikanischen Vorstadtleben meiner Kindheit zu sein. Es war ein seltsames Gefühl durch eine so sonderbare Stadt wie Amsterdam zu laufen und dabei seinen alltäglichen Geschäften nachzugehen. Eine Stadt, in der Leute auf meine Söhne und mich zukamen, um uns Hasch oder Dope anzubieten. Ich konnte mich nur fragen, wie ich, um alles in der Welt, in dieser Stadt gelandet war und wie es dazu noch möglich war, dass ich sie so mochte?!

Wenn uns amerikanische Freunde besuchen kamen, um zu sehen, wie wir in Amsterdam lebten, gab ich ihnen gewöhnlich eine Stadtführung. Gerade dabei wurde mir jedes Mal neu bewusst, wie

sehr ich es doch liebte, an diesem Ort zu leben. Und trotzdem blieb es eine Stadt, in der man mit einem guten Kaffee an einem wunderschönen Kanal sitzen konnte, während sich ein Junkie ein paar Meter weiter Heroin spritzte.

Unsere Nachbarschaft war nämlich das holländische Mini-Harlem, was bedeutete, dass es voll von Junkies, Prostituierten und Drogendealern war. Hier machte es ganz und gar nichts aus, dass wir keinen Fernseher besaßen, da es vor unserem Fenster genug zu beobachten gab. Einmal musste ich von dort sogar mit ansehen, wie mein Ehemann David von Drogendealern umhergeschubst wurde.

In unsere Wohnung zu gelangen war ein Hürdenlauf. Eine Sache war, dass ich häufiger Leute aus dem Weg schieben musste, weil unser Außeneingang gerne als Toilette oder Ort zum Dealen genutzt wurde. Was ich allerdings viel schlimmer fand war, dass sich sogar einmal jemand im Eingang vor meinen Füßen übergab. War ich dann durch die erste Tür, folgten die nächsten Etappen. Ein schmaler Durchgang, in den Urin von draußen reinfloss, da zwischen der Außentür und dem Boden ein relativ großer Spalt war. Für mich bedeutete es, aufzupassen in nichts reinzutreten, was ich nicht später auf meinem Wohnungsboden wiederfinden wollte. Meistens war der Gestank jedoch so stechend, dass ich nicht anders konnte, als den Weg zur nächsten Tür rennend hinter mich zu legen. Sobald ich den Durchgang hinter mir gelassen hatte, roch es nicht mehr ganz so übel. Nach drei weiteren Türen war ich dann endlich in unserer Wohnung angekommen.

Diese bestand aus zwei Zimmern, wobei das erste der beste Teil der Wohnung war. Dort stand nämlich eine Badewanne. Im zweiten Raum befand sich eine riesige Spiegelwand und ein an der Wand befestigtes Bett. Unsere Vovrmieter waren Junkies und Prostituierte. Es musste ein Albtraum gewesen sein, die Wohnung nach ihrem Auszug zu räumen und zu reinigen. Als wir einzogen, war es zwar sauber, aber nicht schwer sich vorzustellen, was dort vorher abgelaufen sein musste.

Mal abgesehen davon lebten wir übrigens nicht alleine in

der Wohnung. Wir teilten sie uns mit Mäusen, was mich nicht weiter störte, solange ich sie nicht zu Gesicht bekam, wenn wir Zuhause waren.

Ab und an schwappte dann doch die verrückte Welt, in der wir lebten, zu uns herein. Wir wohnten über einem indonesischen Restaurant, dessen Geruch zu uns hochzog. Als ich schwanger war und mich sowieso schlecht fühlte, machte der Geruch alles noch schlimmer. Ich dachte deshalb, dass es gut wäre, mich ein bisschen hinzulegen. Was ich dann jedoch beim Griff in den Kleiderschrank vorfand war eine dreckige Maus, die es sich auf meinem sauberen Bademantel bequem gemacht hatte. Ich weiß nicht, warum ich mir gerade diesen Augenblick aussuchte, aber ich hatte auf einmal genug. Ich schrie auf und erschreckte uns alle: mich selbst, die Maus und vor allem meinen Mann David, der gerade unter der Dusche stand. Dieser kam sofort aus der Dusche gerannt, da er annahm, dass jemand eingebrochen war. Da stand er nun wie ein Irrer, nackt, mit Shampoo in Haar und Augen. Ehrlich gesagt wäre es wahrscheinlich eine ziemlich witzige Situation gewesen, wenn es mir nicht so schlecht gegangen wäre. Damals dachte keiner von uns, dass es auch nur ansatzweise amüsant war. Wir haben unser Leben in Amsterdam zwar geliebt, aber einige Situationen waren doch verrückt.

An einen Tag werde ich mich daher immer erinnern. In unserer Nähe wohnte ein jüngerer Mann auf seinem Hausboot. Als ich dort eines Tages vorbeiging, stand er zur Straße gewandt auf seinem Boot, wobei mich der Blick in sein Gesicht erschrecken ließ. Ich hatte das Gefühl, als würde ich einen Toten angucken. Sein Gesicht war grau, seine Augen leblos und von der Stelle seines Armes, in der eine Nadel steckte, tropfte Blut auf den Boden. Vergessen konnte ich das nie.

In Amsterdam ist eben alles möglich; um Freiheit und Toleranz zu erleben, für die diese Stadt bekannt ist, kommen Leute von überall her. Was ich allerdings finde ist, dass sie zuerst einmal an diesem Mann vorbeigehen sollten, um zu sehen, was Amsterdam wirklich bietet.

Ein ganz normales Mädchen

Noch viele Jahre vor meiner Zeit in Amsterdam stand ich vor einem anderen bedeutsamen Schritt. Ich zog von zu Hause aus, um mit meinem Studium an der Universität zu beginnen. Ich sah den Start an der Uni als einen Neubeginn meines Lebens, eine Chance bei Null anzufangen, nachdem die letzten Jahre für mich so schwierig gewesen waren. Hatte ich doch das Gefühl, nur noch blind umhergetappt zu sein. Obwohl ich nicht behaupten kann, dass ich eine schlechte Kindheit gehabt hätte.

Ich wurde in einem Krankenhaus in der Nähe des Bauernhofes meiner Großeltern geboren. Da ich das erste weibliche Enkelkind war, waren wohl alle sehr erfreut und aufgeregt über meine Ankunft. Das kann man auch auf den Fotos erkennen, die mich als gut genährtes und umsorgtes kleines Kind zeigen.

Bis zu meinem dritten Lebensjahr wohnte ich mit meinen Eltern und meinem älteren Bruder auf dem Bauernhof. Danach beschlossen meine Eltern nach Sioux Falls in South Dakota zu ziehen, was eine Dreiviertelstunde entfernt lag. In den folgenden drei Jahren habe ich noch zwei kleine Brüder bekommen, wodurch meine Umwelt nun ausschließlich aus Jungs bestand. Eine Schwester hatte ich nicht, und selbst in unserer Umgebung schien es nur Jungs zu geben. Kein Wunder, dass meine beiden besten Freunde Jungs waren und ich mich ihnen anpasste, indem ich Fahrrad fuhr und Baseball spielte, anstatt mich mit Puppen zu beschäftigen. Ich hatte gelernt, wie ich mich in einer Welt verhalten musste, in der ich das einzige Mädchen

war. Doch da ich das einfache, sorgenfreie Leben eines Kindes führte, stellte dies für mich kein weiteres Problem dar.

Als ich neun war, zogen wir nach Texas. Ich habe die Zeit in sehr guter Erinnerung, obwohl ich dort, wie ich im Rückblick sagen muss, wohl ziemlich rebellisch geworden bin. Mit der Zeit entwickelte ich einen so starken Willen, dass ich es hasste, wenn mir jemand sagte, was ich tun sollte. Schon allein der Gedanke, jemand könnte mich kontrollieren, war für mich furchtbar. Was für meinen Vater natürlich bedeutete, dass er keine leichte Zeit mit mir hatte. Es war ein permanentes Kräfteressen zwischen uns. Ich wollte ihn diesen Kampf nicht gewinnen lassen, konnte ihn aber auch nicht kontrollieren. Mein Vater musste mir nur etwas sagen oder auftragen, und sofort reagierte ich aggressiv. Ich sagte mir, dass er kein Recht habe, mich zu etwas zu zwingen, was ich nicht wollte. Letztendlich war immer die Frage, wer als erstes aufgeben würde, wobei ich mich nicht erinnern kann, jemals diese Person gewesen zu sein.

Eines Tages zum Beispiel, als unsere Familie auf dem Weg zu Freunden war, forderte mein Vater uns Kinder auf, ihm zu versprechen, uns gut zu benehmen. Meine Brüder versprachen es ihm sofort, ich hingegen konnte einfach nicht ja sagen, dabei wusste ich, dass es angebracht gewesen wäre. Wieso muss er mich das fragen, dachte ich bei mir. Natürlich werde ich mich gut benehmen. Dafür muss ich doch kein Versprechen ablegen. Schließlich bin ich kein Kind mehr, das man zu so etwas zwingen muss. Also verlange nicht von mir, dir auf solch eine Frage zu antworten. In meinen Augen wäre ein Ja einer Demütigung gleichgekommen. Folglich führte meine Weigerung wieder einmal zu einer endlosen Diskussion, in der keiner von uns nachgeben wollte.

Während der Zeit in Texas gingen wir immer in die Pinecrest Bible Church. Obwohl ich erst zehn war, werde ich den Pastor dieser Kirche niemals vergessen. Ich erlebte häufig, dass er während seiner Predigten so stark von Gott berührt wurde, dass er seinen Kopf auf die Kanzel legte und zu schluchzen anfang. Jedes Mal, wenn das geschah, hielt ich den Atem an und beobachtete ihn fasziniert. Gottes Gegenwart war für mich spürbar im Raum, und somit schloss ich, dass er

anscheinend gerade zu unserem Pfarrer sprach. Von da an stand für mich fest, dass ich Gottes Stimme genauso hören wollte.

Die Jahre in Texas haben mich sehr geprägt. Damals hatte ich eine jener einzigartigen Lehrerinnen, an die man sich sein Leben lang erinnert. Die Art und Weise, wie sie sich für mich einsetzte, half mir an mich selbst zu glauben. Durch sie fühlte ich mich klug und fand endlich das Selbstvertrauen, in einer Theatergruppe für Kinder mitzumachen. Diese Theatergruppe hat mir viel bedeutet, und ich mochte alles an ihr, das Schauspielern, die Kostüme, das Make-up, bis hin zu den anderen Schauspielern, die voll auf ihre Rolle eingingen.

Zwei Jahre später, als ich elf war, zogen wir von Texas nach St. Paul in Minnesota um. Es fiel mir allerdings schwer, mich dort einzuleben; ich hatte Mühe, Anschluss zu finden und fühlte mich infolgedessen immer häufiger einsam.

Es fing damit an, dass die Lehrerin meiner neuen Schule während der ersten Tage ankündigte, dass wir im Laufe des Schuljahres einige Referate halten müssten. Für mich stellte das zunächst kein Problem dar, zumal ich im Jahr zuvor leidenschaftlich gern Theater gespielt hatte. So dachte ich zumindest, bis ich das erste Mal vor der Klasse stand. Denn sobald ich aufgestanden war, um nach vorne zu gehen, fingen meine Hände an, unkontrolliert zu zittern. Damit hätte ich niemals gerechnet! Doch so stand ich nun gezwungenermaßen vor der Klasse und musste die Schmach über mich ergehen lassen, dass jeder meine Unsicherheit sehen konnte. Nachdem ich es hinter mich gebracht hatte, fühlte ich mich zutiefst gedemütigt und bloßgestellt. So hatte ich mir den Start in meiner neuen Schule sicherlich nicht vorgestellt! Abgesehen davon, dass ich mich total schlecht fühlte, war mir schleierhaft, wie ich auf diese Situation reagieren sollte. Ich war davon überzeugt, dass ich für die anderen Kinder nur noch die doofe Neue war und nicht ein Mädchen, wie andere auch.

Aus der Sicht eines Erwachsenen war das vielleicht nur ein kleiner Vorfall, für mich aber war es wie ein vernichtender Schlag. Ich war erst elf, ganz neu in der Klasse und wollte um nichts in der Welt irgendetwas machen, das negativ auffallen könnte oder nicht

dem Standard entsprach. Und das auch noch zu Beginn der Pubertät, wenn man sowieso nur den Wunsch hat, einfach dazuzugehören.

Jedenfalls versuchte ich, das Geschehene zu ignorieren, was mir allerdings nicht gelingen wollte. Mich packte immer wieder von neuem die Angst, wenn ich ein Referat halten sollte und ich fühlte mich deswegen jedes Mal noch schlechter als vorher. Hinzu kam, dass meine Lehrerin das anscheinend nicht wahrnahm und mir dadurch jegliche Ermutigung fehlte. Mir hätte doch lediglich jemand sagen müssen, dass es anfangs normal sei, aufgeregt zu sein und dass man sich mit ein wenig Übung schnell verbessern könne.

So kam es, dass ich nicht über mein Problem sprach, da ich es niemandem eingestehen wollte, sondern entschlossen war, es selbst zu lösen. Dieser Plan schlug natürlich fehl, weil ich damit als Elfjährige maßlos überfordert war. Meine Angst wurde sogar noch größer, und ich dachte permanent darüber nach, wie dumm und demütigend es war, so angsterfüllt zu sein. Ich war davon überzeugt, dass ich es wahrscheinlich niemals lernen würde, damit umzugehen.

Ich konnte nicht nachvollziehen, warum meine Lehrerin nicht erkannte, dass ich Hilfe brauchte. Mir selbst war es zu peinlich, um Hilfe zu bitten, weil es bedeutet hätte, mich vor Leuten verletzlich zu machen. Außerdem dachte ich, dass die Leute um mich herum bestimmt schon genug mit ihren eigenen Problemen beschäftigt wären und sicher kein echtes Interesse daran hätten, mir zu helfen. Schlussendlich war ich davon überzeugt, dass die anderen mir nicht helfen würden, selbst wenn es offensichtlich war, dass ich Hilfe brauchte.

Ich glaube, dass man viel zu häufig falsche Schlussfolgerungen zieht, was zwangsläufig zu negativen Konsequenzen führt. Und schon befindet man sich auf einem Weg, den man gar nicht gehen wollte oder der einem nicht gut tut. So wie mein Problem eigentlich leicht zu lösen gewesen wäre, für mich aber zu einem unüberwindbaren Berg wurde. Aus dem glücklichen, normalen Kind, das ich gewesen war, wurde innerhalb eines Jahres ein unglücklicher und vom Leben frustrierter kleiner Mensch.

Am Ende des Jahres sehnte ich mich so sehr danach Ermutigung zu erfahren, dass ich mich bis heute an einen vermutlich beiläufig gesagten Satz des Hausmeisters meiner Schule erinnere. Damals sollte ich anlässlich einer Klassenfeier dabei helfen, Essen und Getränke zu organisieren. Als ich in der Turnhalle nach einigen Gegenständen für den Aufbau suchen musste, half mir der besagte Hausmeister dabei. Gegen Ende meinte er, dass ich meine Sache seiner Meinung nach gut machen würde. Für ihn war es vielleicht nur ein nebenbei fallengelassener Kommentar, mir aber bedeutete es so viel mehr!

Glücklicherweise war ich von Natur aus ein wahrer Optimist. Meine Willensstärke half mir, mich dafür zu entscheiden, nicht deprimiert zu sein, sondern mich ganz im Gegenteil auf die Suche nach einem außergewöhnlichen Leben zu begeben. In mir war die Sehnsucht, etwas Besonderes aus meinem Leben zu machen. Etwas, das mich so begeistern würde, dass ich bereit wäre, alles andere fallen zu lassen, nur um für diese eine Sache zu leben. Ich wusste, dass ich dieses Leben irgendwie, irgendwo, irgendwann finden würde.

Leider lief alles nicht so, wie ich es mir erhofft hatte. Ich versuchte zwar, mich in verschiedenen Sportarten und Gruppen der Schule einzubringen, konnte aber keine Erfolge aufweisen. Ich hätte jedoch Erfolge sehen müssen, um an einer Sache dranzubleiben. Sah ich diese nicht sofort, gab ich lieber auf, um ja kein Scheitern zu riskieren. Die Schule war einfach zu groß, als dass ich mich von der Masse der anderen Schüler hätte absetzen können, ohne jemals etwas zu wagen. Doch daran war bei meinem Mangel an Selbstvertrauen gar nicht erst zu denken. Alles, was mir fehlte, war eine Person, die mich ermutigte. Jemand, der zu mir kam und mir sagte, dass ich es gut machte und sicherlich bald erfolgreich sein würde, wenn ich nur nicht aufgäbe. Unglücklicherweise hatte ich so jemanden nicht an meiner Seite. Oder ich ließ es nicht zu, dass mir jemand auf diese Art und Weise half. Ich war in einem Teufelskreis gefangen, indem ich darauf bestand, alleine zu kämpfen. Dabei hasste ich die Einsamkeit, und diese abwärts gehende Spirale geriet mir außer Kontrolle. Ich wollte Erfolg haben, war aber nicht bereit um Hilfe zu bitten. Aber ohne Hilfe konnte ich auch nicht erfolgreich sein.

Ich nahm nicht mehr wahr, dass mein Leben an sich gar nicht so schlecht war, denn ich hatte mich bereits zu weit zurückgezogen. Während dieser Zeit meiner Einsamkeit, als mir das Leben so schwer und erdrückend vorkam, lernte ich Sheri kennen. Sie war nicht nur die perfekte Freundin, liebevoll und loyal, sondern wurde für mich wie eine Schwester. Jedoch nicht einmal diese einzigartige Freundschaft konnte mir die Augen über die Realität meines Lebens öffnen. So sehr war ich in meinen negativen Gedanken gefangen.

Mit der Zeit wurde mir bewusst, dass meine Entscheidungen einen direkten Einfluss auf mein Leben hatten, so wie mich auch der Entschluss, nicht um Hilfe zu bitten, prägte; mittlerweile kritzelte ich andauernd das Wort aufgeben vor mich hin. Es war mir nicht einmal bewusst, aber es spiegelte exakt meine quälenden Gedanken wider. Kam es mir doch so vor, als würde nichts, was ich anpackte, gelingen, und dass ich genauso gut von vornherein aufgeben könnte.

Daran änderte sich auch nichts, als ich in der sechsten Klasse lernte, meine Angst vor anderen zu verstecken, denn es bedeutete ja nicht, dass ich keine mehr gehabt hätte. Für mich ging es nach außen hin darum, mir nichts anmerken zu lassen. So unvorstellbar es sein mag, bewirkte dieses eine Jahr schlechter Erfahrungen, dass ich bis hin zu meiner Zeit an der Uni sowohl ein falsches Bild von mir selbst hatte als auch von dem, wie andere mich wahrnahmen. Aus meiner Sicht als Jugendliche war ich gescheitert und hatte keine Ahnung, was ich an dieser Situation ändern könnte. Dabei sehnte ich mich doch sehr nach einem Neubeginn und wollte mich selbst wieder so sehen wie früher.

Ich frage mich, wie viele Leute ähnliche Erfahrungen machen wie ich damals?! Wie vielen es wohl so scheint, als müsste das Leben eigentlich einfach sein, selbst aber nicht zurechtkommen. Wie jeder andere Jugendliche wollte ich einfach nur dazugehören, ein paar gute Freunde haben und in der Schule gute Noten erzielen. Warum klappte das nicht?

In meiner Lage wäre die Lösung ziemlich einfach gewesen. Hätte ich mich jemandem anvertraut, wäre diese Person in der Lage

gewesen, mir zu sagen, dass es darauf ankommt, nicht aufzugeben, wenn man entmutigt ist. Dass man über Probleme sprechen sollte, um sie aus einem anderen Blickwinkel betrachten zu können. Und wenn sich trotzdem nichts verbessern würde, sollte man sich nicht unterkriegen lassen, da es genügend andere Sportarten und Gruppen gäbe, in denen man sein Glück versuchen könne. Aber weil ich mit niemandem darüber redete, konnte mir nicht geholfen werden. Ich hoffte auf Veränderung, unternahm jedoch nichts dafür. Denn obwohl ich mich nach diesem außergewöhnlichen Leben sehnte, von dem ich so weit weg zu sein schien, fühlte ich mich innerlich wie gelähmt.

Während dieser Zeit machte ich eine weitere Erfahrung, aus der ich hätte lernen sollen, wie gut und wichtig es ist, sich Leuten gegenüber zu öffnen.

Durch den Tod eines Onkels und dessen Beerdigung wurde ich zum ersten Mal bewusst mit dem Thema Tod konfrontiert. Der Anblick meines toten Onkels hatte sich in meinem Kopf festgesetzt und sorgte dafür, dass ich permanent über den Tod nachdachte. Je mehr ich das tat, desto mehr Angst baute sich in mir auf. Wenn ich meine Familie über alltägliche Sachen reden hörte, wünschte ich mir, endlich diese furchtbaren Gedanken loszuwerden, um mich wieder auf die schönen Seiten des Lebens konzentrieren zu können. Selbst als ich abends aus Angst vor meinen Gedanken, die um den Tod kreisten, nicht mehr ins Bett gehen wollte, war ich nicht bereit, mich jemandem anzuvertrauen. Lieber achtete ich darauf, nicht als Letzte ins Bett zu gehen, damit es nicht so still um mich herum war und die Gedanken dementsprechend nicht so stark auf mich einstürmen konnten. Eines Nachts jedoch waren die Gedanken so erdrückend, dass ich nicht anders konnte, als meine Mutter aufzuwecken. In dieser Nacht weihte ich sie in meine Ängste ein, und dann beteten wir miteinander. Ich konnte es gar nicht glauben, als ich danach spürte, dass die Ängste und Gedanken wie weggeblasen waren und nie wieder kamen. Von dieser Nacht an hatte ich einen solchen Frieden über das Thema Tod wie wohl kaum ein anderer meiner Freunde.

Leider lernte ich nichts aus diesem positiven Erlebnis mit

meiner Mutter. Etwas in mir schien gegen mich zu arbeiten. Ich war davon überzeugt, dass die Menschen um mich herum nie für mich da sein würden und ich deshalb meine Unabhängigkeit wahren müsste. Damit hatte ich wieder einmal eine Festlegung getroffen, die meinen Lebensweg massiv prägte!

Kurz darauf schien ich in meinem Entschluss bestätigt zu werden. Eine Freundin und ich hatten beschlossen, Basketball spielen zu lernen, waren aber anfangs noch etwas nervös. Deshalb dachte ich mir, dass es eine gute Idee sei, zusammen zu üben, um ein bisschen entspannter zu werden. Sie allerdings wollte lieber alleine trainieren und konnte keinerlei Störung gebrauchen. Dieses Mädchen war wirklich keine unfreundliche Person, sondern eine gute Freundin, und ich weiß nicht, warum mich ihre Absage so sehr traf, aber von da an stand für mich definitiv fest, dass ich niemals mehr jemanden um Hilfe bitten würde. Ich musste davon ausgehen, dass Menschen mich immer wieder enttäuschen würden. Daraus schlussfolgerte ich wiederum, dass ich stark genug werden müsste, um mir selbst zu helfen. Die Lösung lag für mich darin, von anderen Leuten unabhängig zu werden. Wollte ich etwas erreichen, müsste ich das eben alleine schaffen. Ich begab mich nicht in eine Opferrolle, sondern sah das Ganze als Herausforderung. Ich war schließlich ein Mensch wie jeder andere, und wenn ich den Menschen von Natur aus als egoistisch einstufte, schloss ich mich logischerweise ein. Es kam daher darauf an, klug mit der Situation umzugehen.

Meine Eltern hatten mir von klein auf viel von Gott erzählt. Ich glaubte daher an ihn und daran, dass er ein außergewöhnliches Leben für mich bereit halten würde. Trotzdem schaffte ich es nicht, aus dem Kreislauf meiner negativen Gedanken auszubrechen, um herauszufinden, wie ich dieses besondere Leben ergreifen könnte. Nicht einmal die Freunde aus meiner christlichen Jugendgruppe konnten etwas an meinem Selbstbild ändern. Ab und an gewährte mir Gott dennoch einen kleinen Blick auf seinen Plan für mich, obwohl ich die Situationen damals noch nicht als solche einordnen konnte.

Eines dieser Erlebnisse hatte ich, als wir mit unserer Jugendgruppe beschlossen, in ein Einkaufszentrum zu fahren, um dort mit

Leuten über Gott zu reden. Wir machten das nicht zum ersten Mal, und so setzte ich mich alleine neben ein Mädchen, das ungefähr in meinem Alter war. Ich fing an, ihr von meinem Glauben zu erzählen, und noch ehe ich mich versah, wollte sie auch an Gott glauben.

Ein anderes Mal wurde ich gefragt, ob ich bereit sei, vor einer Gruppe von Leuten über meine Beziehung zu Gott zu reden. Was ich an diesem Tag in meinen Worten spürte, war überraschenderweise keine Nervosität, sondern Gottes unglaubliche Kraft.

Zu der Zeit begegnete mir die Bibelstelle aus Apostelgeschichte 2,42-47, die das Leben der ersten Christen beschreibt.

Sie alle widmeten sich eifrig dem, was für sie als Gemeinde wichtig war: Sie ließen sich von den Aposteln unterweisen, sie hielten in gegenseitiger Liebe zusammen, sie feierten das Mahl des Herrn, und sie beteten gemeinsam. Alle Menschen in Jerusalem wurden von ehrfürchtiger Scheu ergriffen; denn Gott ließ durch die Apostel viele Staunen erregende Wunder geschehen. Alle, die zum Glauben gekommen waren, bildeten eine enge Gemeinschaft und taten ihren ganzen Besitz zusammen. Von Fall zu Fall verkauften sie Grundstücke und Wertgegenstände und verteilten den Erlös unter die Bedürftigen in der Gemeinde. Tag für Tag versammelten sie sich einmütig im Tempel, und in ihren Häusern hielten sie das Mahl des Herrn und aßen gemeinsam, mit jubelnder Freude und reinem Herzen. Sie priesen Gott und wurden vom ganzen Volk geachtet. Der Herr aber führte ihnen jeden Tag weitere Menschen zu, die gerettet werden sollten.

Ich liebte den Gedanken, mit anderen in einem bedeutungsvollen Leben voller Wunder zusammenzuarbeiten. Vor allem in der Gewissheit, dass alles von Gott kommt und er die Fäden in der Hand hält. Beim Lesen dieser Verse hatte ich das gleiche Gefühl wie damals, als mein Pastor in Texas durch die Berührung Gottes auf der Kanzel weinte. Sie gaben mir wieder die Gewissheit, dass Gott ein besonderes Leben für mich vorbereitet hatte, das irgendwo darauf wartete, von mir gefunden zu werden, ich wusste nur noch nicht wie.

Es kam der Zeitpunkt, zu dem ich mich bei Universitäten bewerben musste. Es ging mir in dieser Phase recht gut, und so konnte ich gegen die bekannte Stimme in meinem Kopf ankämpfen. Wie gewöhnlich versuchte sie mir einzureden, dass ich bestimmt nirgendwo angenommen werden würde und ich es in meinem Leben zu nichts bringen würde. Ich hatte es ja bis jetzt auch zu nichts gebracht, wieso sollte sich das in Zukunft ändern. Meine Freude war umso größer, als ich bei der christlichen Uni, die nicht weit weg lag und bei der ich mich beworben hatte, angenommen wurde.

Kurz vor meinem Umzug geschah dann etwas, was mir meiner Ansicht nach wieder einmal bestätigte, dass ich ein Versager war. Ich verursachte mit meinen Brüdern im Auto einen Autounfall, bei dem zwar niemand verletzt wurde, das Auto aber einen Totalschaden hatte. Abgesehen davon, dass ich mich schrecklich fühlte, konnte ich nachts nicht mehr schlafen und wusste nicht, wie ich mit der Situation umgehen sollte. Die einzige Lösung, die ich sah, war so schnell wie möglich von zu Hause weg an die Uni zu ziehen. Gleichzeitig entschied ich mich, meinen negativen Gedanken nicht mehr nachzugeben, sondern gegen sie anzukämpfen. Diese Entscheidung war wahrscheinlich ein Schlüsselereignis, das meine Richtung für die folgenden Jahre bestimmte. Und tatsächlich fühlte ich mich bei der Ankunft am Campus so, als wäre mir eine Last von den Schultern gefallen. Endlich konnte ich mich frei bewegen! Fast wie ein Kind, das auf einmal tun und lassen kann, was es will, ohne ständig auf Verbote achten zu müssen. Vor allem konnte ich in all dem deutlich Gottes Gegenwart spüren. Es war, als nähme er mich in seinen Arm und sagte zu mir: „Von jetzt an wird alles okay sein. Du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen, denn ich übernehme die Leitung.“

Mit völlig neuen Augen

Als ich klein war, glaubte ich wie jedes kleine Mädchen, dass mir nichts unmöglich sei. Diesen Glauben bewies ich gleich darin, dass ich es schaffte, einen Platz in der Welt meiner Brüder zu finden. Wenn man in einer Familie das einzige Mädchen ist, muss man sich zwischen zwei Optionen entscheiden. Entweder steht man dazu, als Mädchen anders zu sein und versucht gar nicht erst sich anzupassen, oder man versucht mit den Brüdern mitzuhalten und ihnen in allem gleich zu sein. Für mich stand von Anfang an fest, dass ich es schaffen würde dazuzugehören und mich niemand und nichts davon abhalten könnte. In meiner Art lag fast etwas Kämpferisches. Ich war nicht nur davon überzeugt, dass ich alles machen könnte, was die Jungs machten, sondern ich versuchte in allem mindestens gleich gut, wenn nicht noch besser zu sein. Spielten wir zum Beispiel Baseball, trainierte ich solange, bis ich mein selbstgesetztes Ziel erreicht hatte. Es war dieser starke Wille, den ich entwickelt hatte, der mir sagte, dass ich mir niemals von jemandem sagen lassen wollte, irgendetwas nicht machen zu können, nur weil ich ein Mädchen war!

Mit der Zeit fing ich an daran zu zweifeln, ob mir wirklich alles möglich wäre. Mit den wachsenden Zweifeln sank wiederum mein Selbstvertrauen. Es war nicht so, als wollte ich aufhören nach einem besonderen Leben zu streben, mir stellte sich eher die Frage, ob ich es alleine schaffen würde. Zu allem Überfluss verschlechterte sich genau zu der Zeit das Verhältnis zwischen meinem ältesten Bruder und mir. Ich kann nicht einmal genau erklären, wie das passierte. Mir kam es aber so vor, als hätte er kein Interesse mehr daran gehabt, mir

in Dingen zu helfen, weil er genug mit seinen eigenen Problemen zu tun hatte. Natürlich wünschte ich mir eine gute Beziehung zu meinem Bruder, weshalb die Veränderung ein Grund mehr für mich war, entmutigt zu sein. So lebte jeder sein eigenes Leben und ich entschied zum wiederholten Male, dass ich mich nur auf mich selbst verlassen durfte. Daher redete ich, wie bisher auch, mit niemandem darüber. Schlussendlich bekam mein Kinderglaube daran, dass alles möglich sei, einen gehörigen Knacks. Er war zwar nicht zerstört, jedoch eindeutig beschädigt, so dass ich mich damals wie zwischen zwei Welten stehend sah. Der Welt, in der ich alles machen und erreichen könnte und einer Welt, in der ich fürchtete, dass meine Träume vielleicht niemals wahr werden würden.

Mit meinem Neustart an der Uni ließ ich auch den Pessimismus hinter mir. Ab jetzt wollte ich nach vorne gucken und nahm mir vor wieder an mich selbst zu glauben, Selbstvertrauen aufzubauen und groß zu träumen. Obwohl ich mir immer noch vornahm, niemals auf andere angewiesen zu sein, wollte und brauchte ich Leute um mich herum, um so viel wie möglich zu erleben. Andere kennenzulernen, war für mich der erste Schritt in diese Richtung. Auf dem Campus kannte mich niemand und wusste niemand, wie sehr ich an mir zweifelte oder wie häufig ich bereits versagt hatte. Es war die große Chance für mich, als einfaches, lebenslustiges Mädchen wahrgenommen zu werden.

Für mich war jede Person, die Gott damals in mein Leben brachte, ein Geschenk. Denn mit jeder dieser einzigartigen Persönlichkeiten lernte ich neue Seiten des Lebens kennen. Das entsprach meinem Wunsch, so viel wie möglich erleben und mitnehmen zu können. Bei allen Unterschieden fand ich in jeder Person Züge, die ich auch bei mir finden konnte. Ich entdeckte meine Liebe für dramatische und lebhaftere Personen. Ich bewunderte solche, die sich nicht scheuten selbst zu denken und sich außerdem gut ausdrücken und gut kommunizieren konnten. Es inspirierten mich besonders alle, die genau wussten wo sie hinwollten und zielgerichtet darauf zusteuerten. Wie bereichernd war es doch, Zeit mit solchen Leuten zu verbringen, die grundsätzlich anders waren als ich. In jedem begegnete mir ein weiteres Beispiel dafür, wie das Leben auch noch aussehen

könnte. All das ließ in mir meine frühere Erregtheit über das Leben erblühen. Ich lernte nicht nur täglich neue Leute kennen und erlebte jeden Tag aufs Neue aufregende Sachen, sondern wurde stetig selbstbewusster. Meine Gedanken darüber, dass ich kein besonderes Leben haben würde, waren wie weggeblasen.

Eine meiner ersten Bekanntschaften an der Uni war ein Mädchen, das sowohl intelligent als auch kreativ war. Sie erzählte mir zum Beispiel von spektakulären und dramatischen Reden, die sie an ihrer alten Schule gehalten hatte. Das imponierte mir sehr, weil ich dachte, wie wunderbar es sein muss, so viel Selbstbewusstsein zu haben, dass man sein und tun konnte was man wollte. Hinzu kam, dass sie nicht wie alle anderen dachte. Eines Tages, als wir zusammen Mittag aßen, teilen sie mir mit, dass Essen ihrer Meinung nach eine der Tätigkeiten sei, die den Menschen am stärksten demütige. Natürlich fand ich es witzig, hatte ich Essen doch noch nie aus diesem Blickwinkel betrachtet, aber es war ein Ausdruck ihrer Art zu denken, und das mochte ich.

Dass ich die Einzigartigkeit von Leuten liebte und mich desto stärker zu ihnen hingezogen fühlte, je mehr sie sich von mir unterschieden, fiel mir besonders auf, als ich eine Gruppe in Autos vernarrte Jungs kennenlernte. Sie verbrachten unglaublich viel Zeit damit, an ihren Autos herumzuschrauben und in ihnen herumzufahren. Ich kann nicht behaupten, dass ich ihre Begeisterung nachvollziehen konnte, aber ich fand es trotzdem interessant sie kennenzulernen, weil sie schlichtweg anders waren als ich.

Eine andere Gruppe von Leuten, mit denen ich Zeit verbrachte, schauspielerte in einem Theater in der Stadtmitte. Sie sagten, ich würde sie an Lauren Bacall erinnern, was ich als Kompliment auffasste, obwohl ich mir der Bedeutung nicht sicher war. Ich mochte es, wie sie das alltägliche Leben in etwas Aufregendes und Dramatisches verwandelten. Ihr Verhalten wurde von ihren Emotionen bestimmt, weshalb ich häufig beobachten konnte, wie sie sich gegenseitig verletzten. Hatten sie beziehungstechnisch in dem einen Moment die stärksten Gefühle für den Partner, konnten diese im nächsten Moment völlig verschwunden sein. Danach gingen sie auf der Suche

nach dem nächsten emotionalen Kick hin, wo auch immer das Leben sie hintrug. Egal, was passiert war, ob der eine den anderen verletzt oder benutzt hatte, es schien als sei nichts vorgefallen. Einmal musste ich miterleben, wie eine meiner Freundinnen sehr verletzt wurde und das gefiel mir gar nicht. Grund genug für mich, darüber nachzudenken, was es bedeutete, einer Person gegenüber loyal zu sein. Ich entschied, dass ich jemand sein wollte, auf den man sich verlassen konnte.

Ein anderer Kerl, den ich traf, hatte ein Motorrad und lud mich zu einer Spritztour ein. Während dieser erzählte er mir von seinen Plänen, ein Prediger zu werden. Da er den Eindruck erweckte in seinem Ziel sicher zu sein, zweifelte ich keinen Moment an dessen Umsetzung. Ich wünschte mir selbst ein ebenso klares Ziel für mein Leben, frei von jeglichen Zweifeln. Eines Tages kam er auf mich zu, um mir zu sagen, dass er sich anstatt für mich nun für ein anderes Mädchen als seine zukünftige Ehefrau entschieden habe. Hatte ich vorher nicht einmal geahnt, dass er mich in Betracht zog, so muss ich gestehen, dass ihm die Überraschung gelungen war. Naja, immerhin schmeichelte es mir, dass er mich in Erwägung gezogen hatte.

Und so erinnere ich mich an einen Moment in meiner Wohnung, in dem ich in einen großen Spiegel guckte und zu meiner Überraschung feststellte, dass ich recht gut aussah. Nachdem ich dem falschen Bild über mich so viele Jahre lang Glauben geschenkt hatte, sah ich mich an diesem Tag im Spiegel mit völlig neuen Augen. Daraufhin fing ich an mich zu verändern. War ich mir anfangs noch unsicher, ob Gott mir wirklich helfen könnte, merkte ich recht schnell, wie er mich innerlich heilte. Er schien mein Bestes zu wollen und war sogar bereit mich zu fördern. Gott hatte schon lange ein Leben für mich geplant und wartete nur darauf, dass ich es ergrieff.

Eines Tages erzählte uns einer der Professoren, dass er vor einem Schuhkauf mit Gott über die Schuhe geredet habe und jetzt davon überzeugt sei, die richtige Wahl getroffen zu haben. Obwohl ich dachte, dass dies etwas komisch sei, weil ich mich fragte, ob für Gott die Entscheidung zwischen braunen oder schwarzen Schuhen einen Unterschied machte, wollte ich Gott doch genauso nah sein wie mein

Professor. Gott schien in seinem Leben real zu sein und nicht nur den Platz einer religiösen Idee einzunehmen. Während ich ihn in der nächsten Zeit beobachtete, stellte ich fest, dass er sich wesentlich von anderen unterschied. Seine Beziehung zu Jesus beeinflusste jeden Tag und jeden Aspekt seines Lebens. Seien es seine Gedanken oder Beziehungen zu anderen Menschen, einfach gar nichts blieb unbeeinflusst von Gott. Für mich stand fest, dass ich genau diese Art von Beziehung mit Gott haben wollte.

Kurze Zeit später kam ein Mann namens Floyd McClung als Gastredner an unsere Uni, um uns von seiner Arbeit mit „Jugend mit einer Mission“ (JMEM) in Amsterdam zu erzählen. Irgendetwas zog mich an der besonderen Art des Lebens, das Gott ihm gegeben hatte, an. Er und die Leute, mit denen er zusammenarbeitete, suchten ebenso nach der Wahrheit, wie ich es tat. Während er sprach, verschwand die Welt um mich herum und ich hatte das Gefühl, die einzige Person im Raum zu sein. Es war ein unglaublich intensiver Moment, in dem Gott ganz eindeutig zu mir sprach. Dabei ging es nicht um Floyd McClung an sich - kann ich mich doch nicht einmal genau daran erinnern, was er uns sagte - nein, es ging darum, dass ich gerade den Augenblick erlebte, auf den ich solange gewartet hatte. Es war der Zeitpunkt, an dem sich mein Leben veränderte! Ich fühlte mich nach Holland gerufen! Ich wusste, dass ich meine Berufung verfehlen würde, ginge ich nicht dorthin - wobei ich mir zu dem Zeitpunkt gar nicht sicher war, was genau eine Berufung war. Ich wusste einfach, dass ich das von Gott für mich geplante Leben verpassen würde, wenn ich diesen Schritt nicht gehen würde.

Als er fertig geredet hatte, suchte ich mir einen Platz, an dem ich mit Gott allein sein konnte. Während ich betete, setzte Gott um, was er in Jakobus 1,5-8 verspricht.

Wenn es aber unter euch welche gibt, die nicht wissen, was sie in einem bestimmten Fall tun müssen, sollen sie Gott um Weisheit bitten, und Gott wird sie ihnen geben. Denn er gibt sie allen gerne, ohne ihnen Vorwürfe zu machen. Sie müssen Gott aber in festem Vertrauen bitten und dürfen nicht zweifeln. Wer zweifelt, gleicht den Meereswogen, die vom

Wind gepeitscht und hin und her getrieben werden. Solche Menschen können nicht erwarten, dass sie vom Herrn etwas empfangen; denn sie sind in sich gespalten und unbeständig in allem, was sie unternehmen.

Er wusste, dass ich versucht hatte alleine meinen Weg im Leben zu finden, daran aber kläglich gescheitert war und ich mich deshalb nicht mehr auf meine eigene Weisheit verlassen wollte. Daher erfüllte mich Gott mit der tiefen Zuversicht, dass er meine Gedanken leiten würde. Dies wurde mit der Zeit einer der vielen Wege Gottes, mit mir zu reden.

In dieser Zeit genügte es mir, ein gutes Lebensgefühl zu haben und die Gewissheit, dass Gott mich leitete und dafür Sorge trug, dass alles gut laufen würde. Ich kam erst einige Jahre später auf die Idee, Gott zu fragen, warum ich als Kind so viel Einsamkeit und Verwirrung erleiden musste. Beim Nachdenken darüber wurde mir die Bedeutung von Johannes 15,5-6 bewusst.

Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben. Wer mit mir verbunden bleibt, so wie ich mit ihm, bringt reiche Frucht. Denn ohne mich könnt ihr nichts ausrichten.

„Reiche Frucht“, das hörte sich nach meinen Wünschen an. Ich wollte schließlich ein außergewöhnliches Leben führen. Vers 6 hingegen spricht davon, was passiert, wenn man versucht, ohne Gott zu leben.

Wer nicht mit mir vereint bleibt, wird wie eine abgeschnittene Rebe fortgeworfen und vertrocknet. Solche Reben werden gesammelt und ins Feuer geworfen, wo sie verbrennen.

Es klingt vielleicht dramatisch, aber als Jugendliche hatte ich nicht das Gefühl als leite mich Gott und daher fühlte ich mich wie eine dieser fortgeworfenen, sterbenden Reben. Ich erwartete so viel vom Leben, wusste aber nicht, was ich tun konnte, um überhaupt irgendetwas zu erreichen. Vor allem, weil ich immer versucht hatte meinen Weg alleine zu finden. Tatsache war jedenfalls, dass ich ohne

Gott nichts erreichen konnte, mir Lukas 18,27 aber versprach, dass Unmögliches durch Gott für mich möglich wird. Daraus schlussfolgerte ich, dass ein Mensch, bevor er richtig anfangen kann zu leben, bevor er das außergewöhnliche Leben ergreifen kann, erst bereit sein muss alle Bereiche seines Lebens an Gott zu übergeben und sich als Ganzes hinzugeben.

Als ich nun also wegen meiner Vergangenheit bei Gott nachfragte, glaubte ich auf einmal zu verstehen, warum ich durch diese Zeit gegangen war: Ich musste begreifen, wer ich ohne Gott wäre. Für meinen weiteren Weg war es wichtig, von der Illusion befreit zu werden, ohne Gott leben zu können. Ohne ihn ein außergewöhnliches Leben führen zu können. Er war es, der mir einen starken Willen und Entschlossenheit gegeben hatte, aber er wollte auch, dass ich ihm diese übergab. Andernfalls hätte ich das außergewöhnliche Leben, nach dem ich suchte, nicht leben können. Anscheinend brauchte ich die schwere Zeit meiner Kindheit und Jugend, um zu sehen, dass ich ohne Gott nicht leben, sondern scheitern würde. Denn erst danach war ich bereit, ihm hundert Prozent meines Lebens hinzugeben. Als ich diese Tatsache erkannte und die Führung meines Lebens an Gott abgab, fing er augenblicklich an mir seine Pläne für mein Leben Stück für Stück zu entfalten. Ich wusste, dass Gott mich in Amsterdam haben wollte. Ich wusste auch, dass Einsamkeit und das Gefühl der Verlorenheit nicht zu seinem Willen für mich gehörten. Alles würde Sinn machen, wenn ich ihm vertrauensvoll folgte und nicht an seinen Worten zweifelte. So ging ich mit dem Vorhaben zurück zur Uni, dass ich, was immer es kosten wolle, nach Amsterdam gehen würde.

Bereits am ersten Tag, nachdem Floyd McClung gesprochen hatte, nahm ich meine Umgebung völlig verändert wahr. Jedes Wort, das ich hörte und jede Sache, die ich sah wirkte klar und hatte an Schärfe gewonnen. Ich verstand es als Gottes Weg, mir zu zeigen, dass er tatsächlich zu mir gesprochen hatte und ich mir das Geschehene nicht bloß eingebildet hatte. Er bestätigte mir, dass mein Leben von jetzt an nie mehr so sein würde wie zuvor, weil ich mich dazu entschieden hatte, Gott in der Leitung meines Lebens zu vertrauen. Ich wusste zwar noch nicht, wohin es gehen würde, außer irgendwann nach Holland, aber ich hatte mich entschlossen Gott zu folgen. Bis er